

Nr. 94. Bromberg, den 25. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

Am Abend saßen sie bei einem kleinen Kaminfeuer in der Diele, denn das Wetter war wieder rauh geworden. Sie hatten Punsch im Glas, der Major vergaß allen Kummer, der das Haus bedrückte, und war laut und vergnügt. So war er nun einmal, niemand wunderte sich darüber; Adelheid aber sah mit großen Augen zu, wie ihr Mann ein Glas nach dem andern trank. Das war ganz ungewöhnlich.

Als sie sich zur Nacht in ihre Kammer hinauf begaben, ging Dag in seine Stube, machte Feuer im Kamin, setzte sich davor und starrte hinein. Adelheid trat in die Tür und betrachtete ihn lange. Angst stand in ihren Augen, als sie still zum Kamin hinüberglitt und sich halb hinter ihm in dem anderen Stuhl niederließ.

„Vielleicht solltest du lieber keinen Schnaps trinken, solange dein Kopf noch nicht in Ordnung ist", sagte sie.

Er wendete ihr das Gesicht halb zu — wieder dieses seltsame Lächeln, dieser abwesende Blick. „Mein Kopf?" fragte er. „Glaubst du, mir fehlt etwas im Kopf?"

„Ja", erwiderte sie leise aber bestimmt. „Du sprichst oft so wunderlich im Schlaf und bist jetzt immer so schweigsam und geistesabwesend, daß ich dich kaum wiedererkenne; und dann lächelst du so traurig — so traurig."

„Ja, ja", sagte er, „so wird man eben, wenn man auf den Totenberg steigt."

„Daran mußt du nicht immer denken", mahnte Adelheid, „du mußt versuchen, den Tag zu vergessen!"

„Den Tag? Es war doch nicht nur der eine Tag. Ich bin viele, viele Male dort oben gewesen."

Adelheid starrte ihn erschrocken an und begann vor Entsetzen zu zittern. Es war also schlimmer mit seinem Kopf, als sie selber annahm. Sie mußte sich vorsichtig mit Fragen vortasten und ausfindig machen, wie schlimm es um ihn stand. „Du bist also öfter dort gewesen?" fragte sie so ruhig wie möglich.

„Ja", antwortete er und lächelte wieder sein trauriges Lächeln, „dort oben gibt es nicht nur Fels, Schnee und Sturm, es liegt etwas Merkwürdiges über dem Totenberg." Es mußte wohl von dem ungewohnten Trinken kommen, daß dieser sonst so wortkarge Mann heute von sich sprach, das Gesicht dem Feuer zugekehrt. „Ich bin dort gewesen, viele Male, und habe da oben gelegen — ganz oben zwischen den Wolken, und habe hinter sie geblickt. Das ist kein Schnee — das sind keine Gipfel — Seelen sind es, die in den Schattentiefen festgekettet sind — manche tief unten, andere weiter oben, einige reichen wie hohe Felsspitzen bis an die Sonne."

Adelheid brach der kalte Schweiß aus. Gerade davon hatte er ja auch im Schlaf gesprochen.

„Sie sitzen dort wie Pflanzen, die Seelen, dicht wie Halme, wie das Gras unten in den Waldbächen, wie die Seerosen auf dem Teich. Es ist kein Schnee, der stiebt, kein Sturm, der weht — es sind die Seelen, die dahintreiben, aber nicht vorm Wind. Es ist eine Sehnsucht nach irgendetwas, was sich in ihnen streckt, was sie bewegt. Sie recken sich zum Himmel auf und fluten wie das Gras in den Bächen, wie die Seerosen in den Wellen, aber — auch die Seelen kommen nicht von der Stelle, sie sind da festgewachsen, wo sie lebten, als sie vom Tode überrascht wurden. Auf dem Grunde, unten in den finsteren Tiefen, sind sie alle dunkel gefärbt, weiter oben aber bekommen sie andere Farben. Alle Arten von Farben. Die einen sind fast ganz blutig, andere fast ganz weiß, und die höchsten schimmern wie flüssiges Gold in der Sonne. Wie ein endloses Meer wogt es dort drinnen. So ist es hinter dem Totenberg. Nach Süden, gegen die Täler des Lebens hin, ist der Gipfel wie ein Ausblick über die ganze Welt. Merkwürdig ist es, dort oben zu sitzen und hinzuschauen über — das ganze Leben. Die Menschen unten im Lande sind wie winzige Flämmchen, manche blinken nur wie das Licht eines Johanniswürmchens in der Sommernacht, andere leuchten stärker. Allesamt treiben sie nach Norden zu — zum Gipfel des Todes. Manche schneller, manche langsamer, aber alle beginnen sich daraufzu zu bewegen, sobald sie angezündet sind. Sie fliegen aufeinander zu, stoßen sich, einige stoßen andere schnell wie der Blitz in den Tod, und zugleich treiben sie selber — immer näher. Tag und Nacht regnen Leben über den Gipfel. Manche von den Lebensflammen sind stark, aber häßlich gefärbt. Sie befördern Ströme von anderen Menschenlichtern zum Berge, während sie selber darauf zutreiben. Das geschieht zu Kriegszeiten, und dann schüttert es wie Gelächter im Rachen des Todes. So grausig der Anblick ist — man muß lachen, wenn man es sieht. So unbegreiflich ist das, daß man es mit menschlichem Verstand nicht zu fassen vermag, wenn man es oben vom Angesicht des Todes aus betrachtet. Von dort all diese Sinnlosigkeit zu beobachten, die auf der kurzen Reise vor sich geht — vom Anzünden des Menschenlichtes, bis sie über den Gipfel stieben, verlöschen und eine Seelenpflanze neben allen den anderen werden — das genügt schon, um verrückt im Kopf zu werden; wenn man erst einmal offene Augen dafür bekommen hat."

Es schwindelte Adelheid vor Entsetzen. Dag hatte sich den Kopf zuschanden geschlagen und war wirklich verrückt geworden.

Plötzlich wendete er ihr heiter lächelnd das Gesicht zu und blickte sie fest und klar an. „Du denkst jetzt sicher, ich bin verrückt, aber du kannst unbesorgt sein. Ich bin nicht öfter als das einemal dort oben gewesen, habe mich nur in Gedanken dorthin versetzt und geträumt, ich sei wieder oben. Ich wollte dir nur etwas von den Gesichten, Träumen und Gedanken erzählen, die mich seit damals beschäftigen. Sie rühren wohl von dem Ausblick dort oben her, der allerdings unglaublich genug war, und sicherlich auch von meinem Absturz und den Fieberphantasien in der Hütte und

von allen den bösen Träumen hinterher. Manches mag auch aus den Büchern stammen, die du mir seit unserer Verheiratung zu lesen gegeben hast. Manches davon ist mir aber Wirklichkeit geworden", fügte er hinzu, und sein Lächeln schwand. „Ich ging damals ins Gebirge in der klaren Absicht, es möchte mit dem ganzen Leben zu Ende sein. Doch als ich oben war und kaum eine Möglichkeit sah, lebendig wieder hinunterzukommen, und mir klar machte, daß es nun wohl wirklich zu Ende sei, für ewig zu Ende, da fiel mir ein, daß ich nur so darauf losgestürmt war, das ganze Leben lang, über dreißig Jahre lang, ohne an das Ende zu denken, das unvermeidliche Ende. An so etwas hatte ich nie gedacht. Überhaupt nicht gedacht, nur wie die meisten Menschen dahingelebt, als müsse das Leben tausend Jahre währen."

Er holte tief Atem, richtete sich auf und lehnte sich im Stuhl zurück. Sein Gesicht war wieder zum Feuer gekehrt, die Augen hatten den abwesenden Blick, aber um den Mund lag jetzt ein Lächeln.

Adelheid starrte ihn an. Trotz der häßlichen Narben oben an der Stirn, die von seinen Verletzungen zurückgeblieben waren, meinte sie ihn niemals so hübsch gesehen zu haben. Erst heute entdeckte sie, daß sie ihn niemals als völlig erwachsenen Menschen betrachtet hatte. Etwas Knabenhaftes war ihm geblieben, in seiner Schüchternheit, in dem Mangel an festem Ernst, an Erlebnissen, die Nachdenken und Vertiefung forderten. Das Märchen, das er jetzt erzählt hatte, und seine ruhige Stimmung dabei machten sie unsicher; fortan würde schwer zu sagen sein, was er über das Leben dachte.

Früher hatte sie Achtung, ja, fast Furcht vor ihm empfunden — vor seiner mächtigen Stärke, seinem „Tempo", seiner Wortkargheit. Jetzt war noch das Gewicht des erwachsenen Mannes hinzugekommen.

„Weshalb lächeltest du die ganze Zeit, als Vater von der Welt draußen erzählte?" fragte sie plötzlich.

„Ach, mir fiel wohl ein, daß die Menschen hier auf Erden sich mit so vielem quälen und mühen, als gedächten sie bis in alle Ewigkeit zu leben; und dabei sind wir doch alle nur auf einer kurzen, schnellen Reise durch das Leben — zur Ewigkeit. Das Bild, von dem ich dir erzählte, ist mir stets so gegenwärtig, daß ich lächeln muß, wenn sich die Menschen mit allem möglichen quälen, statt an die einzige Wirklichkeit zu denken — daß wir nämlich auf der Reise zum Totenreich sind. Denn das ist ja gerade die große Wirklichkeit im Leben — das einzige, was wir wissen —, daß Leben Tod bedeutet. Wenn man sich auf den Gipfel stellt und auf die Menschen und ihr Treiben hinabblickt, dann gebärden sich die allermeisten wie blinde Narren, und auch ich bin einer davon gewesen."

Der junge Dag wurde mit der Zeit ganz gesund, und eines Tages zog er wieder in den Wald. Er mußte Adelheid versprechen, vorsichtig zu sein und nicht wieder auf den Totenberg zu klettern. Er lachte bei ihren Worten und meinte, man verspüre keine Lust, so bald wieder dort hinaufzutreiben.

Als Adelheid merkte, daß sie wieder ein Kind bekommen würde, war sie glücklich und unsicher zugleich. Sie konnte das Bild nicht loswerden, daß dieser neue Mensch, dem sie das Leben schenken sollte, gleich nach seiner Ankunft die Reise in den Tod begänne. Sie grübelte viel darüber nach und dachte schon daran, zum Pfarrer zu fahren, dem sie einmal versprochen hatte, zu kommen, wenn sie etwas bedrängte. In all ihrem Glück hatte sie das Versprechen vergessen, und auch in ihrem Schmerz über die Kinder war ihr der Pfarrer nicht in den Sinn gekommen. Niemand konnte die Toten ins Leben zurückrufen. Jetzt dachte sie an den Pfarrer — vor allem aber an Vater Dag.

Sie wollte ihm sagen, wie es um sie stand. Das würde ihn freuen. Er war in seinem Kummer um die Kleinen sichtlich gealtert. Auch wollte sie ihm von ihrem Gespräch mit Dag erzählen und seine Ansicht darüber hören. Ja, sie hoffte, er werde das Düstere, das Dags Worte mit sich gebracht hatten, etwas dämpfen.

Es blieb bis tief in den Sommer kalt, und abends brannte gewöhnlich ein Kaminfeuer in der Diele. Eines Abends saß Vater Dag dort allein und sog an seiner langen Pfeife, als Adelheid dazukam und sich mit ihrem Strickzeug in den großen Sessel niederließ, in dem sie an ihrem allerersten Abend auf Björndal gesessen hatte. Sie wechselten erst ein paar Worte über Wetter und Wind.

Adelheid hatte ja Vater Dag ein wenig ausforschen müssen, um in den Unfall ihres Mannes einen Zusammenhang zu bekommen und auch den Spruch über den Totenberg von ihm zu erfahren. Daran knüpfte sie an und erzählte von Dags Worten und ihren eigenen Gedanken darüber — und davon, daß sie ein Kind erwartete. Er schwieg zu allem; doch als sie von dem Kinde sprach, schien sich sein Haupt zu der gewohnten stolzen Haltung aufzurichten.

Sie redeten hin und her, bis Adelheid zu dem entscheidenden Punkt gelangte — ob es wahr sei, daß alles geboren werde, um zu sterben.

Vater Dag nickte zu der Äußerung seines Sohnes mit wehmütigem Lächeln. Er verglich sie mit seinen eigenen Ansichten über Leben und Tod. Aber er war manches Jahr älter als sein Sohn und hatte sein Leben nicht sorglos nach eigenem Gutdünken verbracht, sondern so manche Wechselfälle des Lebens erfahren und gelernt, ein Ding von allen Seiten zu betrachten, selbst den Tod. Er teilte die Anschauungen seines Sohnes, nur ließen sich zartere Formen denken, es vor Adelheid in ihrem jetzigen Zustand zu äußern. Und vor allem: es gab in der Seele des Menschen eine Kraft, die über alles hinweg und selbst mitten durch den Tod führte.

Er suchte lange nach den richtigen Worten. Seine Ansicht stand fest — für ihn selber; aber um sie anderen weiterzugeben, bedurfte es der Worte. Er erhob sich und wanderte in der Stube hin und her, die Hände auf dem Rücken, und seine Pfeife schlenkerte in der einen Hand hinter ihm drein.

Adelheid blickte zu ihm hin, und Tränen quollen in ihr auf. Heute abend hatte sie ihm vieles vergelten können. Er war wieder der Alte, wie vor dem Tod ihrer Kinder. Was sie ihm von dem neuen Leben verraten hatte, das zündete in ihm wie ein Funke. Er hatte sich schnell durchs Haar gestrichen, so daß es seinen Kopf wieder in lebendigen Wellen umwogte, jetzt schob er die Schultern zurück und hob den Kopf, wie immer in seinen besten Stunden.

Adelheid betrachtete ihn von der Seite, wie sie ihren Mann betrachtet hatte; ob sein Gesicht wohl jemals vom Leben so fest gemeißelt sein würde wie das seines Vaters? Alle Sorgen, aller Kummer seines Lebens schienen seine Züge umspielt und so lange immer von neuem an ihnen geschliffen zu haben, bis sie diesen unbeschreiblich klaren Gesichtsausdruck herausgearbeitet hatten. Man konnte den Blick kaum davon losreißen.

Ohne den Kopf zu drehen, wie von einer Erscheinung in der Feuersglut gebannt, saß er da und begann endlich zu sprechen, langsam, leise, aber unerschütterlich fest: „Mit dem Leben und dem Tode . . . ist es schon so, wie Dag sagt; das Leben so aus der Höhe zu betrachten, nur als eine kurze Wegstrecke zwischen der Ewigkeit, aus der wir kommen, und der Ewigkeit, der wir entgegenwandern — das ist die erste Einsicht, die wir brauchen, um den Zusammenhang zu begreifen. Und der Zusammenhang liegt darin, daß wir etwas von unserem Herrgott in uns tragen — von Ewigkeit zu Ewigkeit —, wenn wir nicht nur blind dahinleben in diesem kurzen Übergang, den wir Leben nennen. Wir tragen etwas von unserem Herrgott in uns. Man könnte es sicherlich mit den drei Worten erfassen, die in der Heiligen Schrift stehen: mit Glaube, Liebe, Hoffnung; ich selber komme der Sache näher, wenn ich statt dessen die Worte setze: Gottvertrauen, Zuversicht und guter Wille. So stehen sie mir näher beieinander — unzertrennlich. Sie sind das, was wir vom Herrgott in uns haben; und sie tragen uns hoch über den Totenberg, Adelheid."

(Fortsetzung folgt.)

„Werft den Kerl hinaus!"

Kleine Geschichten um Ludwig Uhland.

(Zum 150. Geburtstag des Dichters am 26. April 1937.)

Von Karl Friedrich.

Verwandte, Verselein und „blinder König".

Der Knabe Ludwig Uhland ist weit lebhafter und wilder als sein um zwei Jahre älterer Bruder Friedrich. Kein Graben ist ihm zu breit, keine Treppe zu hoch. Er ist auch ein geübter Schwimmer und ein tüchtiger Schlittschuhläufer, und im Winter sucht er, den sich regelmäßig einstellenden Husten stets möglichst lange zu unterdrücken, um nicht zu Hause bleiben zu müssen. Die ledernen Kniehosen sind ihm lästig, und der Puder im goldblonden Haar behagt ihm durchaus nicht. Bei den lieben Verwandten ist darum der stille Friedrich weit beliebter, und wenn das ungleiche Brüderpaar irgendwo zusammen erscheint, heißt es zunächst ganz hocherfreut: „Grüß Gott, lieber Fritz, das ist aber sehr schön, daß du zu uns kommst!" und dann um vieles gedämpfter: „So, Louis, du kommst auch mit?"

In der Schule stellt der junge Ludwig gleich seinen Mann. Er lernt spielend und vertieft sich schon frühzeitig in allerlei Ritterromane, etwas später auch in die altdeutsche Götter- und Sagenwelt. Lateinische Hexameter zu fertigen, eine Hauptaufgabe des damaligen Schulunterrichts, ist ihm eine Kleinigkeit, und er schmiedet sie auf Wunsch auch gern für seine Kameraden. Als er eines Tages beim Überzählen seiner Verse auf der Schultreppe entdeckt, daß er nur 99 vorrätig hat, fügt er, um das Hundert voll zu machen, geschwind noch einen an, ist aber nachher baß betroffen von den halb scherzhaften, halb ärgerlichen Worten seines Lehrers: „Meinst du, mein Junge, ich habe nichts zu tun, als deine Verselein zu lesen?"

Schon mit vierzehn Jahren läßt er sich, was damals gar nicht selten ist, zu Tübingen, seiner Geburtsstadt, immatrikulieren und beginnt, um ein Stipendium von jährlich 300 Gulden für sich zu retten, das Studium der Rechte. Daneben entstehen aber auch schon die ersten bedeutenderen Gedichte, z. B. „Der blinde König", im Alter von siebzehn Jahren. Mit ein paar Gleichgesinnten redigiert er 1807 ein „Sonntagsblatt für ungebildete Leser", das als eine Verulkung des vielgelesenen „Morgenblatts für gebildete Leser" gedacht ist, aber auch ernste Töne anzuschlagen weiß. Desgleichen beginnt er schon frühzeitig mit dem Sammeln alter Volkslieder, und als ihm auf einer Ferienwanderung durch die Schweiz ein biederer Schuhmacher zu Meyringen im Haslital zwei alte Balladen aufsagen kann, schickt er ihm als Gegengeschenk Schillers Tell.

„Er kann sie unmöglich verstehen."

Nachdem er im Mai 1808 die juristische Fakultätsprüfung und im April 1810 das Doktorexamen bestanden hat, darf er sich auf ein Jahr nach Paris begeben. Angeblich studiert er hier die französischen Gesetze, in Wirklichkeit aber durchstöbert er die Staatsbibliothek nach alten Handschriften. Auf der Hinreise wird er dabei von ein paar mitreisenden französischen Offizieren infolge seines noch ziemlich unbeholfenen Französisch als unbedeutender Handwerker angesehen. Er besitzt Humor genug, die spottlustigen Herrschaften bei ihrem Glauben zu belassen, und als ihn einer nochmals im Louvre vor dessen mythologischen Bildern begegnet und sie ihm erklärt, „weil er sie sonst unmöglich verstehen könne", hört er auch das geduldig mit an.

Wieder daheim, versucht er sich zunächst als unbezahlter Sekretär im Justizministerium, dann als Rechtsanwalt in Stuttgart. Daneben aber entfaltet er eine überaus rege schriftstellerische Tätigkeit und kann schon 1815 bei Cotta seine „Gedichte" erscheinen lassen, die seinem Namen nach und nach Geltung verschaffen.

„Wollt Ihr den Uhland niederreiten?"

Von 1819 bis 1826 gehört der Dichter auch dem württembergischen Landtag an und beteiligt sich als mannhafter „Altrechtler", ohne sich jedoch einer politischen Partei bedingungslos zu verschreiben, an den erbitterten Verfassungskämpfen. Die Dichtkunst leidet darunter natürlich, und Goethe hat ganz recht, wenn er kurz vor seinem Tode zu Eckermann bemerkt: „Geben Sie acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesang wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Uhland."

Im Jahre 1830 wird Uhland Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Tübingen, muß aber das ihm liebe Amt schon 1832 wieder aufgeben, da ihm die Regierung nicht die Genehmigung erteilt, als Abgeordneter in die Kammer einzutreten. Im Jahre 1848 nimmt er teil an der deutschen Nationalversammlung, die in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammengetreten ist. Er wendet sich auf dieser in mannhaftem Wort gegen den Ausschluß Österreichs aus dem Bunde sowie gegen das Erbkaisertum und enthält sich bei der Kaiserwahl am 22. März 1849 der Abstimmung. Mit dem „Rumpfparlament" aber hält Uhland in Stuttgart bis zu dessen Aufhebung aus, und als die Reiter mit blanker Waffe gegen ihn, der an der Seite des Präsidenten durch die Straßen zieht, anstürmen, ruft ein anderer Abgeordneter entsetzt: „Wollt ihr den alten Uhland niederreiten?"

„Tanz und Schwabenstreiche."

In den politischen Ferien und ruhigeren Zeiten unternimmt der rüstige Dichter Jahr für Jahr große Wanderungen. Wenn ihm eins auf diesen Fahrten lästig wird, so sind es die sich ständig mehrenden Autographenjäger. „Wann hört der Himmel auf zu strafen — Mit Albums und mit Autographen?" schreibt er gelegentlich einer Dame in ihr Gedenkbuch, und ein andermal rät ihm sein Begleiter, der allzeit launige Justinus Kerner, zu dem schönen Zweizeiler: „Mein Herr, mit Ihrem Album — Bringen Sie mich halb um!" Dagegen macht er die geselligen Winterveranstaltungen des Tübiner „Kränzchens" gern mit und hält darin sogar hochgelahrte Vorträge über den „Tanz" oder über „Schwabenstreiche"!

Den Orden Pour le mérite, zu dessen Annahme ihn Alexander von Humboldt geradezu drängt, lehnt er im Hinblick auf seine politische Vergangenheit ab, desgleichen den bayerischen Orden für Kunst und Wissenschaft. Als man auf der Deutschen Naturforscherversammlung zu Tübingen den anwesenden Uhland durch einen Toast ehren will, erhebt er ebenfalls Einwände und freut sich, als ein Fremder, der ihn nicht kennt, darob entrüstet ruft: „Werft den Kerl zur Tür hinaus!"

Seemann und Dichter.

Wahres Geschichtchen von Karlheinz Arens.

Ein Glanztag im Leben eines deutschen Dichters, in dem Leben Ferdinand Freiligraths, war es.

Der Mann, der das Meer und das Leben auf großen Überseeschiffen so prächtig geschildert, hatte doch, außer dem Elbhafen in Hamburg, weder das eine noch das andere je gesehen. Eine Reise nach Amsterdam sollte ihm Gelegenheit geben, das, was er mit mit „des Geistes Augen" so oft gesehen, auch in Wirklichkeit kennen zu lernen. Der „Adler", ein nach Kanton bestimmter Dreimaster, lag dort vor Anker, und gern wurde Freiligrath und dem ihn begleitenden Freunde die Erlaubnis erteilt, das große Schiff zu besichtigen.

Der Oberbootsmann, ein wettergebräunter alter Seemann, machte den Führer. An der Kapitänskajüte entschuldigte er sich, die fremden Herren nicht in diese Räume einführen zu können, da der Kapitän eben Gäste bei sich habe. Gesprächsweise wurde noch erwähnt, daß der Kapitän schon öfter um die Erde gereist sei.

In diesem Augenblick öffnete sich gerade die Tür, und man erblickte eine fröhliche Gesellschaft von Herren und Damen, die eben im Begriff war, ein ansehnliches Festessen zu beendigen, was eine reichliche Anzahl leerer Flaschen zur Genüge bekundete. Der Dichter entschuldigte sich, seiner Wißbegier, das Überseeschiff kennen zu lernen, ohne Erlaubnis des Kapitäns gefolgt zu sein. Der aber, ein vollendeter Weltmann, bat die Herren, in die Kajüte einzutreten, zeigte ihnen dann seine Waffenkammer, sein Arbeitszimmer, alles mit gutem Geschmack eingerichtet;

letzteres enthielt auch eine kleine, aber sehr gewählte Büchersammlung, in der die Prachtausgabe von Freiligraths Dichtungen an erster Stelle stand.

„Freut es dich nicht, daß deine Gedichte jetzt die Reise nach Kanton mitmachen?“ fragte der Begleiter des Dichters seinen Freund.

„Wieso?“ wollte nun der Kapitän wissen.

„Dieser Herr hier ist Freiligrath.“

„Freiligrath? Der Dichter Freiligrath?“ rief der Seemann aus.

Als man es ihm bejahte stürzte der Kapitän rasch aus Sprachrohr. „Flaggen auf! Alle Mann an Deck! Wein herauf! — Gott segne Sie! Ihre Bücher sind meine besten Kameraden; nach so mancher harten Tagesarbeit, auf dem unendlichen Meer und in fernen Ländern, haben mir Ihre Werke in meiner Freizeit so manche frohe, begeisterte Stunde geschenkt.“

Der Kapitän umarmte den erschrockenen Dichter, und die Gläser mit schäumendem Rebensaft füllend, sprach er mit bewegter Stimme: „Meine Damen und Herren! Sie auf dem Festlande haben keine Ahnung, welch' treuer Kamerad und Begleiter der wahre deutsche Dichter dem einsamen Seemann in fernen Meeren ist, was dieser ihm zu danken hat. Meine Damen und Herren! Ich sehe das als eine frohe Vorbedeutung für meine Reise an. Erheben Sie die Gläser: der Dichter Freiligrath, er lebe hoch!“

Stumm nur konnte der Dichter, der in diesem Augenblick mit keinem König auf Erden getauscht hätte, für diese stürmische Ehrung danken.

Als Freiligrath das Schiff verließ, standen in Paradeaufstellung in zwei Reihen und in ihren besten Uniformen „alle Mann an Deck“; alle Flaggen waren gehißt, das große Schiff lag in festlichem Schmucke da, als ob ein Landesoberhaupt es mit seinem Besuche beehrt hätte.

Das war der schönste Tag im Leben eines deutschen Dichters!

Peter.

Heiteres von **Hans Riebau.**

Unterbringungsmöglichkeiten.

Peter kennt den berühmten Regisseur. Also geht er hin, klopft ihm auf die Schulter und fängt an: „Was ich noch sagen wollte: Ich habe da einen Neffen, hat sein Abitur gemacht, will unter allen Umständen zum Film. Können Sie ihn nicht irgendwo unterbringen?“

„Sehr schwer“, seufzt der berühmte Regisseur, „was will er denn werden? Komparse? Sänger? Kurbelmann, Trickzeichner?“

„Aber nein“, sagt Peter, „Produktionsleiter!“

*

Ausflüchte.

Peter geht durch den Park. Ein Mann kommt geradeswegs auf ihn zu.

„Schenken Sie mir etwas Geld!“ sagt der Mann.

„Ich denke nicht daran“, schüttelt Peter den Kopf, „da könnte ja jeder kommen!“

„Geben Sir mir zehn Mark!“ wird da der Mann deutlich und zieht ein Messer aus der Tasche.

„Kann ich wirklich nicht machen“, bleibt da Peter stehen und zieht seine Brieftasche. „Ich habe nur zwei Hundertmarkscheine da.“

*

Gummitiere.

Peter ist im letzten Sommer in Borkum gewesen. Das Schrecklichste, was ihm da am Strande zustieß, war folgendes: Peter badet.

Viele Leute, die da im Wasser herumhüpfen, tragen Gummitiere im Arm, Seeschlangen, Nußknacker oder Dinosaurier. Mitten im Wasser lernt Peter einen Herrn Bobbe kennen. „Sehr angenehm“, sagt er, „schönes Wetter heute, das Wasser ist fast zu warm, nicht wahr? Aber was schleppen Sie da eigentlich immer für ein merkwürdiges Gummitier mit sich herum?“

„Wieso?“ fragt Bobbe. „Das ist kein Gummitier. Das ist meine Frau.“

 **Bunte Chronik** 

Jagdhund von Steinadler getötet.

Als der Waldhüter eines kleinen Ortes im Berner Oberland sich mit seinen Hunden kürzlich auf einer Fuchsjagd befand, erlebte er ein überraschendes Abenteuer. Als die Hunde den Fuchs fast erreicht hatten, stieß plötzlich ein Steinadler aus großer Höhe herab und schlug eine Hündin, die sofort zu Boden stürzte. Beim Herannahen des Waldhüters ließ der Adler seine Beute fahren, aber die Hündin war bereits verendet. Der Waldhüter holte nun Hilfe herbei, aber nicht um den Adler zu erlegen, sondern um Zeugen für eine Beschwerde zu haben, die er bei der Forstverwaltung einreichte. Er verlangte für den geschlagenen Hund 300 Schweizer Frank. Wahrscheinlich dürfte er sie erhalten, da er den Adler geschont hatte.

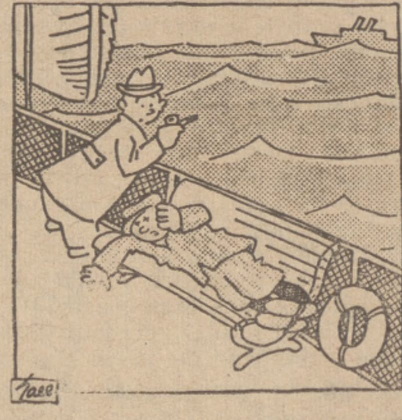
Wie Japan das Opiumlaster ausrottete.

In Paris sind kürzlich einige Rauschgiftkonzerne aufgedeckt worden und man konnte auch in der französischen Hauptstadt fünf Opiumhöhlen ausheben. Dieser Kampf gegen das Rauschgiftlaster, der trotz aller Bemühungen der Polizei in Europa immer noch nicht restlos zum Erfolg geführt hat, weckt die Erinnerung an die Methoden, mit denen Japan die Seuche des Opiumrausches bei sich austilgte. Es ist jetzt genau 100 Jahre her, daß die Verbreitung des Opiums über die ganze Welt begann. Von Indien aus gelangte es nach China, von dort fand es Eingang in Amerika und aus Amerika wurde das Laster des Opiumrauchens nach Europa verpflanzt. Im Jahre 1840 wurden die ersten Opiumhöhlen in London festgestellt. Japan hatte auf die ersten Anzeichen, daß das Laster auch bei ihm Eingang fand, sehr energische Maßnahmen ergriffen. Wer mit Opium handelte, wurde, nachdem ihm eine gehörige Bastonade erteilt worden war, für einige Monate oder einige Jahre ins Gefängnis gesteckt, je nachdem wie schwerwiegend sein Vergehen war. Nach Verbüßung seiner Strafe wurde er unnachsichtig des Landes verwiesen. Den Opiumrauchern wurde, wenn sie zum ersten Male straffällig wurden, eine sehr hohe Geldstrafe auferlegt, im Wiederholungsfalle verurteilte man sie zu langjähriger Zwangsarbeit. Dank dieser Drakonischen Maßnahmen hat die Opiumseuche in Japan keine Verbreitung gefunden.

Als Japan sich dann Formosa einverleibte, gelang es ihm auch dort, das Laster des Opiumrauchens schnell zu unterdrücken.

 **Lustige Ecke** 

Gewohnheit.



„Schau mal, Müller — ein großes Schiff!“

„Schweig' still und sag' mir lieber, wenn du eine Straßenbahn siehst!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg